

machen. Das Viech ist vor meinen Augen auf dem Kesselrand herumspaziert. Es war schon ziemlich spät, und ich war müde vom Küh' zusammentun und vom Melken, und so war ich schon unterm Rühren beim Einschlafen. Da geht ein Schatten bei mir vorbei – ich reiß' vor Schreck die Augen auf und muß sehen, wie die Katz' mit einem gestreckten Sprung in den kochenden Käs' fliegt. Ich hab' müssen gar nicht hingreifen, da wäre nichts mehr zu machen gewesen. Mit dem Schöpfer hab' ich sie etwas umständlich heraus und dann hinter den Stall gelegt. Ich hab' gewußt, daß das nichts Gutes bedeuten kann. Wie am nächsten Tag der Senn vom Tal kommen ist, hat er mir gesagt, daß am späten Abend um halb zehn seine Mutter gestorben ist.“

Bevor Augl nach einer Pause im Erzählen fortfahren kann, sage ich: „Das hätte ich nie gedacht, daß ein Hirt ein so abenteuerliches Leben führt, da wirst du bestimmt jeden Abend gut schlafen, auch wenn deine Unterkünfte nicht so komfortabel sind.“

„Als Hirt schläfst du überall und nirgends, da bist du immer im Einsatz, 90 Tag' im Sommer durchaus. Wenn ich nach der Alp heim komme, hab' ich fünf Kilo weniger. Und jetzt ist es stockfinster, und ich muß nach St. Christoph hinunter – so geht's mir als Hirt. Und der Schnaps, er war wirklich gut, aber spüren tu' ich ihn auch schon.“

„Da mußt du dir nichts denken“, sage ich mit jener Freude, die uns oft ankommt, wenn wir für einen anderen etwas tun können. „In vier Minuten bist du drunten, da geht sich dieser Schluck noch aus, dann sind wir am Boden. Es war eh zuwenig drin!“

„Mir langts“, sagt Augl, ziemlich ruhig geworden, „bin froh, daß ich nicht gehen muß. Wenn ich das nächste Mal vorbeikomm, reden wir weiter. Die Zeit bei dir ist mir schnell vergangen, sapperlot, ich muß um vier Uhr auf.“

„Kannst mich wecken!“ rufe ich ihm nach, dann verschwindet die Kabine aus dem Licht der Einfahrtshalle. Nach der Fahrt werfe ich den Hauptschalter heraus, und eine Minute später liege ich im Bett.

Der lange heiße Sommer

Vom trockenen Juli ist schon die Hälfte verbraucht, da muß ich in einer dienstlichen Besorgung nach Innsbruck. Als ich wieder auf der Station eintreffe, hat Edmund eine Neuigkeit für mich. Es sei ein Gast hier gewesen, dem habe es sehr gut gefallen da heroben. Wer denn da wohne, habe er wissen wollen. „Na und“, gebe ich zur Antwort, „warum erzählst du mir das? Auf diesem Berg hat es schon mehreren gefallen.“

„Ja, ja, das schon“, erwidert Edmund und setzt sein gefährlichstes Grinsen auf. „Aber diesem Gast hat es so gut gefallen, daß er dieses Wochenende wiederkommt, und da möchte er dich gern sehen, denn ich hab' ihm gesagt, daß du dann da bist, weil du Dienst hast.“

„Ja, ist gut.“ Ich bin müde und will meine Ruhe. Edmund ist nicht zufrieden mit meiner Reaktion. Daß ich keine Neugier zeige, das kann er nicht haben. Und so setzt er wieder an: „Soll ich dir zeigen, wie er aussieht?“ fragt er gespannt. Ich lasse ihn in Aktion kommen. Sogleich ereifert er sich:

„Also, so groß“, und er hält die flache Hand zu seinem Kinn, „dann – gewellte Haare.“ – „Hm“, unterbreche ich. „Und dann“, sagt er geheimnisvoll, „geht es so weiter“, und dabei deutet er mit den ausgestreckten Händen einen Kreis an, sehr genüßlich. Es ist leicht zu sehen: ein weibliches Becken.

„Du kannst heute einen anderen pflanzen.“ Das ist meine letzte Erwiderung. Edmund sieht ein, daß er mich heute nicht weiter hinaufbringen wird. Doch beim Fortgehen bleibt er noch einmal stehen, dreht sich mit einem teuflischen Grinsen zu mir und sagt: „Poldi heißt sie. Nur, daß du es weißt!“

Schon wieder Unruhe! Da soll doch endlich der Teufel dreinfahren. Und den Gefallen tut er mir auch, denn er kommt höchstpersönlich vorbei.

*

Ein süßes Teufelchen, mit dunklen Augen und blitzenden Zähnen ist mir nach vier Tagen ins Haus geliefert worden. Es kommt, von Edmund

unbeobachtet, mit der Bahn herauf, schaut sich um, ohne daß ich etwas bemerke und geht dann über die Kuppe Richtung Ulmer Hütte. Nach der letzten Fahrt, als es Edmund fortgehen sieht, kommt es zur Station und steht plötzlich vor mir – ich habe nur sein Lächeln zu erwidern.

Ich bin fassungslos und spüre Röte in meinem Gesicht. Was ich sehe, ist kein Traumbild – nein, leibhaftig genießt ein hübsches Mädchen meine offene Sprachlosigkeit. Bevor es noch zu einem richtigen Gespräch kommt, bin ich umfassen von einer großen Neuigkeit bei mir heroben. Das hat es noch nie gegeben, das muß sich einprägen bei mir – tief einprägen mit jedem Atemzug: Duft! Dieses Mädchen trägt Parfum!

In dieser Erkenntnis meldet man mir in höchster Aufregung, daß der Südflügel meiner Wehrburg bereits in Flammen stehe, die feindlichen Truppen im Begriff seien, den zweiten Wassergraben zu übersetzen, und die Lage für die Eingeschlossenen schon aussichtslos sei; alle Augenblicke müsse vom letzten intakten Turm das Signal zur Übergabe kommen.

Die Unkompliziertheit der Jugend greift helfend in meine Betroffenheit, es kommt eine Unterhaltung zustande. Wir plaudern gemütlich in den Abend hinein, und ihre enge Kniehose macht viele Vorbereitungen in mir. Wir bemerken plötzlich, daß wir uns auf etwas Gemeinsames freuen. Ihr feiner, unbenennbarer Duft macht ihren Körper zu einem geheimnisumhauchten Schrein des Orients, und ich werde verrückt nach ihr. Hat meine Hand unerwartet einen so festen, kleinen Busen zu betreten, freut sich meine männliche Erwartung nicht minder, mit ihr ins Gespräch zu kommen. Es ist alles sehr eigenartig, und ich begreife schnell, daß ich eines neuen Maßstabes meiner Wünsche bedarf.

Ihre Sehnsucht nach Liebe war wohl eine lange Zeit unerfüllt, und ich bin froh, daß Evi ein Stück zurück liegt. Da ist mir ein duftender Schoß geschenkt, mit dem ich viel mehr anzufangen weiß, als dies bei Klara der Fall war. Poldi lehrt mich in hundert neuen Arten zu küssen, und es sorgt für Heiterkeit, gleichzeitig zu entdecken, daß der Raum wirklich zu klein ist. Als ich in einer freudvollen Wanderschaft an all ihren Geschenken das dritte Mal vorbeikomme, bin ich endlich bei ihren Zehen zu Hause und stelle fest, daß es keinen Sinn hat, die Vorhänge zuzuziehen, denn es ist ohnehin schon lang hell.

*

Nach dem Frühstück kommt Edmund mit offener Neugier zur Tür herein, und es ist mir in meinem Zustand ein Bedürfnis, ihm mit einem unmißverständlichen Blick zu sagen, daß es eine gute Idee gewesen ist,

meinen Dienstplan bekanntzugeben. Nach drei Tagen Poldi weiß ich, daß ich in einer neuen Station zu Hause bin. Innerlich wie äußerlich. Nachdem sie mir ihre nächtlichen Qualitäten in der angenehmsten Weise enthüllt hat, geht es ans Putzen. Ich muß wieder einmal staunen, wieviel Schmutz mich umgeben hat, der mir gar nicht aufgefallen ist, und Edmund stellt im Führerstand fest: „Jetzt geht es dir an den Kragen, aber das macht nichts, dann bleibst du uns wenigstens erhalten!“

Ich sehe keinen Anlaß, das Geschehen in eine solche Richtung zu deuten, doch ich bin kurzsichtig – und mit diesem Mangel aufgewachsen.

Dann kommen Wanderungen hinüber ins Steißbachtal, und Poldis unbeschreibliche Freude an diesem Blument Teppich lehrt auch mich ein neues Schauen. Sogleich will sie von den ihr bekannten Blumen einen großen Strauß pflücken, aber ich kann sie überzeugen, daß uns diese Tätigkeit nur hinderlich wäre, solange es etwas Wichtigeres zu umfassen gilt.

Von jeder Möglichkeit, uns zusammenzulegen, lassen wir uns überraschen, und es stört nicht, wenn durch diese lustvollen Augenblicke das leise Summen der großen Kabine geht. Aus solcher Höhe herab sind unsere Wünsche nicht mehr zu unterscheiden.

Mit jeder Blume, die Poldi pflückt, scheint sie sich zu verwandeln. Es ist mir, als habe sie ihre mädchenhafte Unbekümmertheit still ins Gras sinken lassen, um sich um vieles fraulicher zwischen dem Gelben Enzian, dem Türkenbund und dem Rittersporn zu erheben. Immer wieder gehen unsere fragenden Blicke ineinander, ob denn der andere auch der Schönheit dieser Stunde und aller anderen Glücksempfindungen gewahr werde.

Der starke Geruch der Blumen hat keine Mühe, mit dem künstlichen Duft des Parfums zu streiten. Es fließt alles so schön ineinander, kommt noch Schweiß dazu, gibt es den Gerüchen ihren Abgrund, läßt sie in ihrer ureigenen Bestimmung neu erwachen. Und ich will sie sammeln, diese glücklichen Stunden, will sie aufbewahren. Doch ich weiß, daß sie mein Gedächtnis verlassen würden als glanzloser Schmuck ohne Fassung. Nein, nein, es ist schon viel besser, dabei zu sein. Und so soll es bleiben, denn das Teufelchen will ja wiederkommen – schon bald!

*

Der erste Abend nach Poldis Abreise geht fast dafür auf, in der Galzig-Bergstation Gratulationen entgegenzunehmen. Jetzt haben sie wieder ein Thema. Und schon werde ich im Fadenkreuz ihrer Beobachtung zum Ziel hinterhältiger Anschläge. Mancher erzählt mir, welche Chancen er

sich bei meiner neuen Freundin auf Grund dieses oder jenes Gesprächs mit Poldi ausrechne. Ja, einige meiner Kollegen, die kühnsten sicher, gehen sogar so weit zu behaupten, daß ich nur ein Vorwand für die Poldi sei, um zu – richtigen – Männern zu gelangen – so, wie sie welche seien, die harten Burschen der Galzigsbahn.

Was für ein Sommer! Da geht Musik durch die Abende des Wartens, da folge ich wieder meinem Freund Beethoven in seine Abgründe, und ich höre nach langer Zeit wieder das a-moll-Streichquartett, einmal, zweimal und wieder, von diesem Weltraum kann nie genug in unserer Seele sein. Ich verspüre ein Frösteln, und eine Erinnerung wird groß. Einmal mit Evi; sie hatte eines ihrer überschäumenden Glückereignisse lang hinausgezögert, und als endlich ihr verkrampftes Lächeln über den leuchtenden Zähnen stehen blieb, da wußte ich – das war der unerhörte Trugschluß des zweiten Satzes.

Schon bald weiß ich mit den Tagen bis zu Poldis Rückkehr nichts Sinnvolles mehr anzufangen. Ich bin durch sie in ein volles Lebensmittelmagazin geraten, und nun soll ich wieder mit Brot und Äpfeln im Sack durch die sauren Wochen gehen.

Nach knapp zwei Wochen kommt Poldi wieder aus Würzburg, und wir fahren nach Innsbruck. Ich zeige sie meinen Eltern und Freunden, wie ein Kind das Spielzeug eines fernen Onkels vorlegt. Sie hat sich für den mit meinen Freunden Schorsch und Karl arrangierten Abend im Hofgarten hübsch herausgeputzt. Es ist eine Freude, sie anzuschauen und zu umfassen. Wir haben mit dem Wetter Glück, doch gibt es sonst bald Verdüsterungen.

Poldi schwärmt für Bergwanderungen, und so gehe ich mit ihr über den Gramartboden, einem kleinen Plateau an der Sonnseite oberhalb von Innsbruck, zum Lawinengang des Höttinger Baches. Dort kommen wir auch zu dem Platz, der mich zuweilen anzieht, weil ich hier in der frühen Zeit meiner Freunde bei verwegenen Spielen in den aufgelassenen Knappenstollen herumgekrochen bin. Wir gehen noch ein Stück hinauf Richtung Höttinger Alm. Bald sind wir beim Roßfall, einem quer zum Bach aufragenden Gebilde aus Tuffstein und dem Konglomerat Höttinger Brekzie. Dort weiß ich ein lauschiges Plätzchen, um Poldi nach Herzenslust ins Gras zu drücken. Die Sonne hilft meinem Einfall angenehm nach, ja – Poldi hat ihren Vorsatz, sich auf Rundumbräune einzustellen, so schnell verwirklicht, daß mir kaum Zeit bleibt, mich zu überzeugen, ob wir auch wirklich allein sind. Wir haben die Sonne nicht sehr lang, doch es genügt, uns ein Glück von solcher Dauer zu schenken, daß der Aufstieg belohnt ist.

Poldi ist den Weg herauf schweigsam gewesen. Sicher nicht der Anstrengung wegen, es muß sie vielmehr etwas bedrücken. So will ich noch, bevor wir unsere Kleider aufnehmen, ein fröhliches Maß an Küssen auf ihren Körper verstreuen. Da entdecke ich Flecken, die meinen Argwohn schüren. Nun ist die Sonne endgültig fort, und ich bin der Schweigsame. Poldi beteuert wohl mehrmals, sie habe sich bei ihrem Hausputz am Gelände wie auch in der Fabrik heftig angeschlagen, aber ich höre kaum hin. Sehr einsilbig streben wir unserem nüchternen Zimmer im Hotel in der Innstraße zu. Als die Tür hinter uns zu ist, halten meine Wünsche Poldi an, die Qualität der Betten zu prüfen. So schlecht sind sie nicht, daß sie gleich weinen muß. Vielleicht ist es mein Ungeschick, ihr ausgerechnet in diesem Augenblick durch mein einseitiges Verlangen das wahre Maß meiner Liebe beweisen zu wollen.

Sie weint so heftig, daß ich das Gefühl bekomme, etwas Schlechtes getan zu haben. Ich bedauere diese Entwicklung sehr, weil ich mich durch ihre Tränen auch von allen anderen Dingen ausgeschlossen sehe. Eine Liebe ohne Liebe aber muß mein Selbstverständnis arg erschüttern. Sie fährt noch am selben Abend von Innsbruck nach Würzburg zurück. Es ist alles sehr knapp, traurig und bedrückend – bis zum Blinken des Ausfahrtsignals.

*

Wieder in der Entrücktheit meiner hochgelegenen Behausung, reift ein kühner Plan in mir. Da ist etwas, da muß was sein. Es gilt, sich Klarheit zu schaffen.

Ein paar Tage darauf bin ich in ihrem Stiegenhaus in Würzburg und sehe mich nach gefährlichen Ecken und scharfen Kanten um. Hier kann es nicht gewesen sein, denn über diesen Handlauf wäre ein Neugeborenes unbeschadet durch die Stockwerke gerutscht. Ich läute. Ihr Blick erinnert mich an eine dunkle Stunde in Sterzing. Kann ich denn nie genug bekommen? Ich muß die Wohnung hüten, die Jalousien bleiben zu, das Stiegenhaus ist zu meiden. Jetzt muß ich das Gefühl haben, aus den grünen Flecken auf ihren Schenkeln sei schwarzer Aussatz geworden.

Ist das bei allen Mädchen so, daß sie so ängstlich auf ihren Ruf bedacht sind und deshalb jeden Anwärter vorsichtshalber zuerst verstecken? Ich mache mich in aller Frühe auf und fahre mit dem nächstbesten Zug Richtung Arlberg. Mein Zustand ist genauso erschüttert wie damals – Innsbruck, Bozen und retour. Nur besteht jetzt keine Gefahr für mich, ich muß nicht einmal treten.

Um meiner dämlichen Überreiztheit zum durchschlagenden Sieg zu verhelfen, werfe ich am nächsten Morgen in St. Christoph den Abschiedsbrief ein.

*

Schon die Tage vor dem Wochenende, an dem unser Betriebsausflug angesetzt ist, liegen unter einem tiefblauen Herbsthimmel. Eine südlich laue Luft streicht durch die Täler, und in den Bannwäldern leuchten die Lärchen im Gold ihrer spröde gewordenen Nadeln. Die fernsten Gipfel sind von einer solchen Klarheit, daß sich alle Distanzen zu verkürzen scheinen.

Es ist der Freitag vor der Abfahrt. Ich sitze am Abend auf dem Bahnsteig meiner Bergstation und schaue dem Spiel der Wolken zu, wie sie sich in wilden Knäueln durch die schon leicht rötlichen Sonnenstrahlen türmen. In dieser ruhigen Stunde beginne ich mich auf Südtirol zu freuen, auf die Neuigkeiten der Kollegen, auf den Wein und die Kastanien.

Im Führerstand läutet das Telefon. Wer kommt denn um diese Zeit noch? Ich gehe die Stufen der Einfahrtshalle langsam hinauf und hebe ab mit der üblichen Meldung: „Bergstation!“

„Ich bin da, die Poldi!“

Ihre Stimme steht auf schwachen Beinen. Jetzt geht alles wieder sehr rasch. Ich drücke die Schalter in ihre Stellung, als hätte ich die erste Fahrt verschlafen. Die Gondel stürzt ins Licht hinaus, und ich fühle, wie eine Mattigkeit durch mein Herz zieht – es kommt viel auf mich zu.

Ich halte sie in meinen Armen, bis sie ausgeweint hat. Das bin ich ihr schuldig, denn sie war am liebsten auf dem Bahnsteig am Abend; das Licht im Westen übt eine große Kraft auf sie aus. Dann gehen wir ins Zimmer, und unsere Hände versuchen sich in den Berührungen, die wir in unserem ersten Schauen Zärtlichkeit nannten.

Ihr Duft biegt meinen Mund tief in ihren Nacken, ich lasse meine Hände locker in ihren Rücken hineingehen, bis sie sich lustvoll verkrampfen. Sie atmet heftig und küßt mich mit einer verzweifelten Leidenschaft. Ihr stockender Atem verteilt das Salz ihrer Tränen in mein unschlüssiges Staunen, in meine Ausweglosigkeit, in meine Schuld.

Nur zögernd kommt Erlösung über uns. Wir lehnen noch immer umschlungen am Stockbett, ich hebe sie auf zu mir, küsse ihren Hals unbändig, wühle mit meinem heißen Mund ihre Bluse durch, küsse ihre Brust und bin tief, ganz tief im Glück. Es gibt keinen Abstand mehr, ich habe mich für nichts zu überwinden, ich bin überwunden.

Ich setze mich auf einen Stuhl, sie kommt auf mich. Mein kleines süßes Teufelchen kommt mir auf meinem Schoß entgegen und gibt mir ihre Zunge als ein keusches Opfer. Meine Hände gehen über ihre schmalen festen Schenkel, und ich spüre unter dem schwarzen Cord das glatte Rutschen der feinen Strumpfhose. Es wird alles lebendig in mir – und sie drängt sich an mich, unsere Umarmungen steigern sich zu gierigem Klammern, wir ziehen uns mit aller Kraft zueinander, dann pressen wir es heraus – schreien es: „Du, daß du da bist!“

Wir stürzen zurück, wir berühren nicht Decken, nicht Polster, wir fiebern, wir haben keine Zeit, uns auszuziehen, wir fühlen auch so unser Blut, es geht alles über uns hinweg; unser Keuchen stört uns nicht, wir ziehen Luft und Glückseligkeit tief in unsere Brust hinein und schweißen unsere Lippen aufeinander mit dem unfaßbaren Jubel dieser Stunde.

Oh, wie lange, welche Zeiten liegen wir zitternd hingestreckt in eine neue Hoffnung? Es gibt keine Bewegung mehr für uns, nur so bleiben, immer so. Wir haben keinen Hunger, keinen Durst, wir müssen uns küssen, sanft, zart, stürzen mit wilden Bissen in den Leib, in die befreiten Herrlichkeiten von Haut, Schweiß und Wölbung.

Erst allmählich löst sich unsere Spannung, und wir finden heraus aus dem frohen Zugriff des Fleisches. Wir üben wieder unsere zärtlichsten Berührungen mit den Fingerspitzen, mit der Zunge – warten noch einmal und noch einmal, bis das letzte Zittern über unsere Arme hinausläuft, dann atmen wir wieder ruhig, stehen auf und wanken zum Tisch.

In einer endlos langen Minute des Schweigens schauen wir uns in die Augen, bis wir uns nicht mehr beherrschen können, uns um den Hals fallen – und haltlos drauflos weinen ...

*

Der Samstagmorgen kommt herauf wie ein Weltuntergang. Die Luft ist elektrisch geladen, unheimlich, und im Osten alles grün, ein Malachitgrün, ein Irisgrün, ein Zinkgrün und noch hundert verschiedene Grün, wie ein sich von Augenblick zu Augenblick wandelndes Zeichen einer Hoffnung in den Horizont geworfen. Hoch oben nichts mehr, alles leer, kein Blau, nur Tiefe, eine endlose, graue, gespenstische Tiefe, und dazwischen: eine breite, im Nebel zerfließende Scheibe von Sonne, drohend, wie ein nahes Auseinanderfallen aller Unbeherrschtheiten des Universums. Das ist nicht mehr Wärme und Licht, das ist ein Herabsturz

von Lava und Feuer, alles von einem anderen Stern. Hier kann es so etwas nicht geben – und wenn, dann nur einmal, und nie wieder.

Poldi und ich sitzen auf der niederen Mauerbrüstung vor der Station und schauen fassungslos in diesen Morgen hinein. Wir halten die Hände ineinandergepreßt und warten, bis diese Röte zu uns kommen und auf uns fallen wird. Sprachlos verfolgen wir das gewaltige Naturschauspiel der Lichtwerdung. Vor dieser unfassbaren Veränderung des Himmels können wir uns nichts sagen, obwohl wir auch in der Nacht kaum zum Sprechen gekommen sind. Einer hat vor dem anderen plötzlich Angst bekommen. Es ist auch am Abend noch nichts gesagt worden, wie es weitergehen soll und wo wir für die Zukunft unsere Sterne zu suchen hätten.

Welch ein geheimnisvolles Werkzeug kann das erschütterte Gebäude unserer Hoffnung, unserer Liebe noch zusammenhalten? Wir einigen uns darauf, daß uns die vergangene Nacht wenigstens eine Versöhnung geschenkt hat, eine wunderbare Versöhnung. Ob es auch zugleich der Neubeginn ist – wir wissen es nicht.

Wir gehen hinüber zur Galzig-Bergstation. Föhnluft summt leicht in den Freileitungsseilen, im Tal sind noch Lichter zu sehen, man kann selbst kleinste Gehöfte erkennen. Der Himmel ist wieder verwandelt. Er geht in ein tröstliches Blau hinein.

Als wir bei der Station sind, ist es halb sechs. Nach einer kalten Fahrt in der offenen Lastengondel stehen wir ein paar Minuten vor der Abfahrt von Poldis Zug am Bahnhof. Ein schneller Kuß, und ich eile zum Treffpunkt der Bergbahnbelegschaft, denn auch unser Bus geht um sechs.

Die Fahrt beginnt für mich mit heftigen Magenschmerzen. Wir haben kein Frühstück gemacht, und auch das andere – es ist wieder einmal alles zu viel gewesen. Steffellers Franz ist meine Rettung. Er hat eine Thermosflasche mit Tee dabei, und ich darf mich daran laben. Als er mich wieder stark genug glaubt, setzt er zu seiner ersten Attacke an: „Habt ihr es schön gehabt? Ja, ja, das glaub’ ich, mit einem solchen Mädels, aber ich werde sie dir noch ausspannen, da kenne ich nichts. Ich will auch wissen, wie sie ist – und wenn es nur wegen ihrem Parfum wär’! Es kommt schon noch meine Zeit, wenn du das nächste Mal nach Innsbruck fährst, dann wird es soweit sein.“

Ich lasse ihm seine Begeisterung für meine Freundin und die Freude an seinen Sticheleien.

Südtirol ist, wie es immer ist, für die, die über den Brenner kommen. Vom Speckteller zum Wein, vom Wein in den Keller, vom Keller an die Luft – alles ein beglückender Wandel. Man muß es erwarten, bis in ih-

rem erretteten Stolz die Ruine Boimont vorbeikommt und vom Schloß Korb die Lichtergirlanden wie jeden Abend um diese Zeit von den saligen Fräulein in immer wilderen Kreisen um die Fenster und Wehrgänge gezogen werden. Bis die Brunnen zu sprechen beginnen und die Schatten der Saltner in den Weinlauben ihren Trunk verlangen. Alles hat seine Zeit und sein Tun. Unsere Freunde nehmen die Härte aus ihren Stimmen und rücken mit ihrem Begehren ein wenig zur Seite. Es hat alles Platz auf den Bänken, und einer weiß immer, wo man zurück muß.

Auch der Wein hat Gesetze. Er nimmt sie immer wieder am Kragen, die Träumer und Protzer, wenn ihre aufgequollenen Augen sich an den vollen Miedern der Jugend entzünden, wenn sie die Lockung der Lippen für die Nacht haben wollen. Nach dem ersten Liter verblasen die Namen, und morgen werden sie Wasser bestellen, eins und noch eins – leb wohl, schönes Land!

*

Es ist schon September, als ich mich mit Poldi in Garmisch-Partenkirchen verabrede, weil ich dort in der Nähe etwas zu tun habe. Wir wollen dann gemeinsam auf dem Weg zum Arlberg noch einen Blitzbesuch bei meinem Schwager in Memmingen machen, dessen neues Heim und Praxis ich schon längst einmal besichtigen soll. Als Arzt und wissenschaftlicher Berater in der Pharma-Industrie ist er schon nach kurzer Zeit zu einem neuen Flügel gekommen. Auf dem klangschönen Instrument nimmt er sich bereits die mittleren Beethovensonaten vor. Auch führt er in seinem Keller stets ein wohlsortiertes Kabinett an französischen Weinen, die mir, obwohl zu dieser Zeit noch kein Weintrinker, in kleiner Menge vortrefflich munden.

Wir sind zum Essen eingeladen, und Poldi genießt den gediegenen Rahmen sichtlich, wenngleich sie sich im Gespräch beim Kaffee manches Zögern auferlegt – es ist nicht ihre Welt. Die Unterhaltung, die im Umfeld des Herrn Doktor von der Musikgeschichte zur Malerei und über die bildende Kunst wieder mühelos zu den virulenten Problemen einer Arztpraxis zurückfindet, läßt sie in einer mühsam getarnten Unsicherheit zurück.

Für mich hingegen ist mein Schwager eine Zapfstelle für alles Nützliche und Wissenswerte, was es im Leben zu erlernen gilt. Daß ich mich nach dem ersten Beethovenrausch schon in sehr jungen Jahren fast mühelos in der mystischen Welt Anton Bruckners zurechtfinde, ist entschieden seinem Einfluß zu danken.

Poldi ist erleichtert, als wir im Zug sitzen und meiner Station zustreben. Hier angekommen, ist die Welt wieder einfach und begreifbar und alles, was man liebt oder sich zu eigen machen will, schaubar und fühlbar. Die Berge behalten ihren angestammten Platz, und die Luft riecht immer gleich gut. Es genügt vollkommen, in dieser Welt zu sein.

Wir rücken im Gespräch etwas auf, und da ist es auf einmal herausen – das Geheimnis! „Wann heiraten wir?“ hängt Poldi an eine meiner Liebkosungen an, so passend, wie ein Panzer die Gänseblümchen pflegt.

Ich nehme den Schuß vor den Bug mit begründeter Vorsicht wahr und entwickle unauffällig eine sorgfältige Abwehr. Vielleicht ist es, völlig unbeabsichtigt, auch Edmunds Schuld, daß in ihr solche Gedanken wachsen konnten? Möglicherweise hat er in Zeiten meiner Abwesenheit ihr gegenüber etwas von der frei werdenden Wohnung Peyerls gesagt. Diese Sache ist aber immer noch in Schwebelage, kann also unmöglich als Basis einer festen Bindung angesehen werden.

Ich fühle die Wut in mir aufsteigen gegen mich selbst, weil ich nicht schärfer beobachtet habe, in welchem gedanklichen Milieu Poldi ihre Bindung zu mir angesiedelt hat. Nur einmal, jetzt erinnere ich mich genau, hat sie bei einer Wanderung ins Steißbachtal eine Erwähnung gemacht, wieviele Handtücher, Bettbezüge und dergleichen sie schon zur Seite gespart habe. Diese Erinnerung bringt mir im Augenblick aber auch nichts – von der Bestätigung des Sachverhalts abgesehen. Ich habe inzwischen auch manchmal Überlegungen angestellt, wie sich eine Zukunft mit Poldi gestalten würde, doch ich lege mich nicht fest. Aus verschiedenen Gründen scheint mir ein Urteil in eigener Sache nicht sehr verlässlich. Ich denke an ihr Weinen im Hotelzimmer in Innsbruck und an meine Schuldgefühle damals. Sie war jedenfalls verletzt oder enttäuscht gewesen. Das Gefühl, nur für „das eine“ da zu sein, muß jede liebende Frau empören. Doch wie soll ich in meiner Unerfahrenheit den Anteil der echten Zuneigung aus meinem vordergründigen Begehren filtern, wo mich doch jede Berührung ihres Körpers gerade in diese Befangenheit aufs neue zurückwirft?

Wir kommen in unseren Gesprächen um eine gemeinsame Zukunft zu keinem Ziel, und sie tritt die Rückreise ohne Ring und Versprechen an. Daß ein Versprechen ein reines Sich-Versprechen wäre, ist mir in einer dumpfen Bedrückung aufgegangen. Wir legen unser Problem in die kommende Zeit und fühlen es beide: Unsere Sommergluten sind vorbei. Was wird uns bleiben? Ein Winterfeldzug?

Poldis konkrete Erörterung ihrer Absichten bewegen mich zu einer ernsthaften Gewissenserforschung. Das Erleben in der Liebe und die Ge-

fühle der eigenen Liebesfähigkeit in Hingabe und toller Entzündung scheinen sich unmerklich zu verkürzen. Es treten Gefühle auf, den anderen nicht mehr restlos zu brauchen. Das Herz beginnt nach einem Freiraum zu schielen, den es für sich allein beanspruchen kann. Aus dieser Erkenntnis ist sicher auch mein eigener Einsatz für die glückbringenden Stunden auf ein klägliches Maß zurückgefallen. Ich sehe mich plötzlich als Gefangener meiner eigenen Wunschlosigkeit, und die sinnliche Lokung dieses Weibes scheint es für mich nie gegeben zu haben.

Jetzt glaube ich Klarheit zu haben und zu wissen, daß es aus ist. Ihr süßer Duft wird noch lang bei mir bleiben und mein Herz in seine neue Traurigkeit begleiten. Aus diesen Gedanken heraus glaube ich schon wieder soviel Recht auf meine nächste Dummheit zu haben, daß ich mich hinsetze und einen Brief schreibe. Einen jener Briefe, die man nie aufgeben soll, weil sie mit wenigen Worten zerstören, was zum Wachsen so großer Anstrengung bedarf.

Ich bin wieder allein. In der Morgenfrühe vor der Station kündigt sich mit tiefen, lustvollen Atemzügen bereits der erste Schneeeruch an. Grund genug, daß ich mir Gedanken mache, wie ich den kommenden Winter in meiner Behausung meistern werde. Um diese Gedanken zu ordnen, gehe ich nach Dienstschluß in einem Anfall von Selbstmitleid nach St. Christoph hinunter. Es ist zudem höchste Zeit geworden, mich im Sporthotel wieder einmal zu verwöhnen. Ein großes schönes Essen ist immer dazu angetan, mich aus einem gequälten Zustand herauszuführen. Meine Abnabelung von der Wärme der Frauen ist zwar noch nicht so weit zurück, daß ich in Panik fallen hätte müssen, aber immerhin – da droben auf dem Berg ist und bleibt es kalt.

Ich sinniere an einem gemütlichen Ecktisch der Tragik meines ausgeräumten Herzens nach und hätte über diese sinnlose Beschäftigung beinahe das Servicefräulein außer acht gelassen, das mich mit großer Aufmerksamkeit umsorgt. Nachdem sie mir mit mehreren Blicken etwas von ihrer Einsamkeit zu erzählen versucht hat, überwindet sie ihre Scheu und fragt mich nach dem Woher. Ich sage gleich alles herunter, weil mir das die beste Gewähr scheint, daß ich in Ruhe gelassen werde. Doch schon nach kurzer Zeit bin ich nicht mehr bereit, ihr umständliches und ungeschicktes Suchen nach einem kontaktschaffenden Gespräch zu ignorieren. Vermutlich habe ich im stillen ihre traurig suchenden Augen schon in meinem Herzen verwahrt, als ihre warme, zurückhaltende Stimme an meinen Tisch kam.

An diesem Abend will ich im Tal bleiben, und so schlage ich ihr einen Spaziergang vor. Doch da würde es schon viel zu spät sein. Sie hat bis

nach Mitternacht zu tun – und meine Müdigkeit ist groß. So machen wir einen Termin auf unser nächstes zufälliges Zusammentreffen aus.

Vom üppigen Holsteinschnitzel reichlich gesättigt, wechsle ich ins Hospiz, um mit dem Chef bei einem Kontoshovska das großzügige Mahl zu neutralisieren und über die Theke hin meinen Momentanzustand zu erörtern. Er scheint Zeit zu haben für die Probleme und Unvernunft meiner Jugend. Und so richten wir uns auf den grünen Barhockern einen tauglichen Gefechtsstand ein. Von hier aus kann ich die Granattrichter im Feld meiner Ehre aus klärender Distanz überblicken.

Nachdem das Blond und Braun und Schwarz meiner glück- und leidvollen Erfahrungen beim fünften Kontoshovska ununterscheidbar ineinandergeflossen ist, schlägt die Uhr in die dritte Morgenstunde hinein.

Auf der Terrasse erwartet mich der neue Tag wie ein Roßknecht. Er wirft mir nur die spärlichste Decke um, bevor ich über den Dynamitweg aufwärts stolpere, dem Maienwasen entlang. Plötzlich schlägt etwas Schwarzes nach mir – mein Gott, beim Teufel – hab ich wirklich soviel Schnaps getrunken? Nein, das schwarze Gekrächz und wilde Flügelschlagen eines aufgescheuchten Spielhahns hat mich zu Boden gedrückt. Halb im Schlaf weiß ich wenig anzufangen mit soviel Natur.

Mit der aufgehenden Sonne bin ich auf dem Gipfel. Mit einem „Aufbauführstück“ rücke ich meinen geschwächten Körper für die Erfordernisse des Tages zurecht. Ein manueller Einsatz wird mir trotz meines Schlafmangels nicht erspart bleiben – es ist Montagezeit.

Zwei Tage nach meinem Besuch in St. Christoph nehmen sich Edmund und ich die Portalstütze ins Arbeitsprogramm. Am späten Nachmittag schmiere ich noch einen Trageseilschuh. Ich hänge im Sicherheitsgurt am Kabinengehänge und singe alle Melodien, die mir in den Sinn kommen. Es ist ein Tag, die Welt zu umarmen. Da ruft mir Edmund von der Station her zu, ich soll mich fertig machen zur Abfahrt, bei ihm warte ein Herr auf mich. Wieder auf dem Bahnsteig, wische ich mir das Öl von den Händen und folge Edmund ins Zimmer. Dort stehe ich einem gut gekleideten Herrn gegenüber, etwa fünfzig Jahre alt, der sich als „Schroll“ vorstellt. Ich habe keine Ahnung, um wen es sich handelt. Wir nehmen alle drei in einer etwas neugierigen Umständlichkeit am Tisch Platz.

Der fremde Mann macht keine Umstände, sagt, er habe sich bei verschiedenen Herren schon erkundigt über mich – well –, und ich sei der Mann, den er suche.

Ich frage: „Worum geht es denn, weshalb suchen Sie mich da heroben während meiner dreckigsten Arbeiten auf?“